

Inhalt

Vorwort	7
1. Einleitung: Im Zwischenraum der Zeit	9
Ein Jahrzehnt der Verunsicherung	12
Fünf Nekrologe. Zu Methode und Aufbau des Buches	32
2. Herbst der Revolution	39
Ernst Bloch († 4. 8.) und der »Weltprozess«	41
Die RAF, die <i>scene</i> und die Intellektuellen	52
Zu Besuch bei Michel Foucault	80
Der Rote Oktober verblasst	91
3. Menschenrechte, Minderheiten und die Politik der Differenz	105
Fannie Lou Hamer († 14. 3.) und das Recht	107
Der »Durchbruch« der Menschenrechte	117
»Infame Menschen«	133
Die feministische Wende	150
4. Die Reise zu sich selbst	169
Anaïs Nin († 14. 1.), Sexualität und Wahrheit	171
Vexierbilder des Ich	181
Esoterik, spirituelle Globalisierung und der Psychoboom	189
Identitätspolitik	222
5. Kulturmaschinen	251
Jacques Prévert († 11. 4.), Kino, Poesie und Zigaretten	253
Der Computer als Medium	263
Tanzmusik und bewegte Bilder	287
Die Stadt, die Zeichen und die Architektur der Postmoderne	305

6. Im Schatten der Natur	333
Ludwig Erhard († 5. 5.) und der Wettbewerb	335
Die Kunstnatur des Marktes und die Politik der »Freiheit« . . .	345
Egoistische Gene: Die Soziobiologie-Debatte	374
Pop-Körper und die Praktiken der Selbstformung	395
7. Schluss: Eine Geschichte der Gegenwart	407
Anmerkungen	427
Namenregister	495
Ausführliches Inhaltsverzeichnis	497

Vorwort

Im April 1977 war ich ein paar Tage in London und brachte das Kunststück fertig, nichts von der Punk-Explosion mitzubekommen. Im Sommer reiste ich mit einem Freund sechs Wochen lang durch die Türkei, weitgehend abgeschnitten von allen Nachrichten und praktisch ohne Zugang zu Medien in einer Sprache, die ich verstanden hätte. Was dann im »Deutschen Herbst« geschah, verwirrte mich (wenn auch aus Schweizer Distanz). Gelesen habe ich in diesem Jahr Louis Althusser, Ernst Bloch, Michael Bakunin und die Bibel. Dass es in Paris noch andere interessante Philosophen gab, war mir nicht aufgefallen, und Computer interessierten mich nicht. Nur dass die allgemeine »Stimmung« gedrückt war, passte ganz gut zu meiner immer noch jugendlichen Orientierungslosigkeit.

Kurzum, obwohl dieses Buch von jenem kurzen Moment handelt, als ich zwanzig Jahre alt war, ist es kein Buch der »Erinnerung«. Ich habe es als Historiker geschrieben, nicht als Zeitzeuge. Das heißt nicht, dass ich nicht nachträglich von einigen der Veränderungen bewegt worden wäre, die in diesem Buch zur Sprache kommen: dem Zerfasern der revolutionären Hoffnungen, der feministischen Kritik, der spirituellen Suche, dem ersten Personal Computer, von Foucault und der intellektuellen Kritik an der Moderne, der postmodernen Architektur ... Zu meiner anhaltenden Verwunderung beim Schreiben wurde all dies und noch einiges mehr nicht nur im Jahr 1977 fassbar – zum Teil als sich gerade intensivierende Entwicklung, zum Teil als einschneidendes Ereignis oder als überraschende Wendung –, sondern geschah vor allem in erstaunlicher Gleichzeitigkeit. Und zudem in irritierender Gegenwärtigkeit.

Die Frage, was es damit auf sich hat, ist Gegenstand dieses Buches. Auch wenn es von (fast) nur einem Jahr handelt, dauerte die Arbeit daran sehr viel länger. In dieser Zeit durfte ich neben mildem Spott über meine Obsession mit »1977« sehr viel Unterstützung und Hilfe erfahren. Patrick Gut, Jakob Odenwald, Maja Skrkic, Mats Inauen und Leila Girschweiler haben mich auf schmal bemessenen und zeitlich befristeten Hilfsassistenten- und Tutoratsstellen mit großem Engagement und Spürsinn bei der Recherche unterstützt. Lukas Held und Patrick Gut haben das ganze Manuskript gelesen, klug kommentiert und auf Fehler überprüft; Svenja

Goltermann, Gesine Krüger, Ingrid Tomkowiak, Gleb Albert, Patrick Kilian, Melanie Wyrsh, Erich Keller, Manuel Kaiser, Nadine Zberg, Jakob Odenwald, Lukas Nyffenegger, Janosch Steuwer, Peter Fritz und Stefan Sandmeier haben einzelne Kapitel gelesen und mit wertvollen Hinweisen, aber auch mit notwendiger Kritik nicht hinter dem Berg gehalten. Alfred Messerli hat mich vor einem Irrtum bewahrt, und Daniel Mettler war als Künstler und Architekt der erste und sehr motivierende Leser außerhalb meines eigenen Fachs. Eva Gilmer hat als Leiterin des wissenschaftlichen Programms bei Suhrkamp dieses Buchprojekt von Anfang an mit Nachdruck unterstützt und begleitet; ihr umsichtiges Lektorat verbesserte den Text entscheidend. Für beides bin ich ihr sehr dankbar. Großen Dank schulde ich schließlich Svenja Goltermann nicht nur für die Geduld, mit der sie meine vielen Geschichten zu »1977« anhörte, sondern vor allem für das Wissen, das sie mit mir teilte. Ich habe davon mehr profitiert, als ich in Anmerkungen ausweisen könnte – außer dort, wo ich sie und ihre Arbeiten zitiere.

Die Universität Zürich hat mir im Herbst 2020 ein außerplanmäßiges Forschungsfreisemester gewährt und mir damit eine Konzentration auf das Manuskript ermöglicht, an die im universitären Alltag nicht zu denken gewesen wäre. Auch für diese Großzügigkeit bin ich sehr dankbar.

Zürich, im März 2021

1.

Einleitung: Im Zwischenraum der Zeit

27. März, *Teneriffa*. Auf dem Flughafen Aeropuerto Internacional de los Rodeos sind um 17.06 Uhr zwei Flugzeuge vom Typ Boeing 747 »Jumbo« zusammengestoßen; 583 Menschen kamen bei der Katastrophe ums Leben.

21. Juni, *Paris*. Unter strengen Sicherheitsvorkehrungen begann der dreitägige Staatsbesuch des sowjetischen Staatschefs und Generalsekretärs der KPdSU, Leonid Breschnew, beim französischen Präsidenten Valéry Giscard d'Estaing. Bei seiner Ankunft am Flughafen Paris-Orly sagte Breschnew Journalisten, er werde mit Giscard d'Estaing über »das zentrale Problem unserer Zeit, die Entspannung und die Sicherheit der Völker«, reden.

25. Dezember, *Corsier-sur-Vevey (Schweiz)*. Der britische Komiker, Schauspieler, Regisseur, Komponist und Filmproduzent Charles »Charlie« Chaplin ist tot. Mit Filmen wie *The Kid* (1921), *Modern Times* (1936) oder *The Great Dictator* (1940) wurde Chaplin weltberühmt.

*

Jeder erste, oberflächliche und cursorische Blick auf ein Jahr lässt ein rätselhaftes Bild erscheinen: ein Bild von Gleichzeitigkeiten ohne Zusammenhang, ein Bild der schieren Kontingenz. 1977 wurden die Raumsonden Voyager 1 und 2 ins All geschossen (die als bisher einzige menschliche Artefakte 2012 und 2018 den interstellaren Raum erreicht haben), wurde in Paris das Centre Pompidou eröffnet und in Kalifornien der »Personal Computer« Apple II lanciert – doch weder Zeitgenossen noch in der Regel Historikerinnen und Historiker stellen sich die Frage, warum das alles gleichzeitig geschah. Warum sprach Jimmy Carter in seiner Inaugurationsrede am 20. Januar von den Menschenrechten, rief die UNO den 8. März zum »Internationalen Tag der Frau« aus und machten in Paris die *nouveaux philosophes* von sich reden? Und warum das fast gleichzeitige Aufkommen von Hip-Hop, Disco und Punk, während in der Bundesrepublik die linksextreme Terrororganisation Rote Armee Fraktion (RAF) ihre »Offensive 77« startete?

Jede Gegenwart ist ein Geflecht solcher Gleichzeitigkeiten und unzähliger, disparater Ereignisse. Dieses Buch widmet sich der Frage, welche Verbindungen es zwischen ihnen gab, welche Muster und Ähnlichkeiten in diesen disparaten Ereignissen sichtbar werden, wenn man den Blick auf (fast) ein Jahr konzentriert. Dabei wird sich zeigen: Im Fall des Jahres 1977 und mit Blick auf jene westlichen Gesellschaften, über die ich im Folgenden vor allem sprechen werde, entsteht ein Bild von tiefgreifenden Verschiebungen, Veränderungen und Brüchen im Gefüge der Gegenwart. Die Gewissheiten der Moderne und der Glaube an die fortgesetzte »Modernisierung« durch sozialstaatliche Steuerung waren ebenso in eine tiefe Krise geraten wie der Glaube an die Revolution. Zeitgleich aber entstand eine neue technische Kultur, die *personal* und »vernetzt« sein sollte, während unruhige Geister begannen, jenseits der traditionellen Deutungsangebote von Massenmedien, Wissenschaft und konfessionalisierter Religion nach »Sinn« zu suchen.

Die Geschichte solcher Diskontinuitäten, die unsere Gegenwart geformt haben, am Beispiel eines einzigen Jahres zu analysieren, mag allerdings paradox erscheinen. Wie sollen sich denn mit einem so engen Fokus längerfristige Veränderungen erfassen lassen? Ich werde darauf ebenso zurückkommen wie natürlich darauf, warum es das Jahr 1977 ist, um das sich hier alles dreht. Doch zuerst stellt sich die Frage, wieso überhaupt ein Jahr aus dem achten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts unsere Aufmerksamkeit verdient. Was war an diesem Jahrzehnt so besonders?

Ein Jahrzehnt der Verunsicherung

Mit dem Jahr 1969 verebte jene ausgelassene und erregte Stimmung, die das letzte Jahrzehnt des Nachkriegsbooms, die Entstehung von »Konsumgesellschaften« und die Verlockungen der »Sexuellen Revolution« begleitet hatte. Ein konjunktureller Abschwung ließ erste Ahnungen aufkommen, dass es bald vorbei sein könnte mit dem langen, fast ununterbrochenen volkswirtschaftlichen Wachstum, das den westlichen Gesellschaften seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges einen phänomenalen Aufschwung beschert hatte. Schon 1968 waren der Mord an Martin Luther King Jr., der Anschlag auf Rudi Dutschke in Westberlin, die Wiederwahl Charles

de Gaulles, der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen zur Niederschlagung des Prager Frühlings, das Massaker unter protestierenden Studierenden in Mexiko-Stadt und die Wahl Richard Nixons zum amerikanischen Präsidenten als Zeichen dafür erschienen, dass die weltweiten Protest-, Jugend- und Studentenbewegungen der 1960er Jahre an ihre Grenzen gestoßen und die alten Mächte nicht zu weichen bereit waren. Wohl sprachen – und sangen, wie Jefferson Airplane auf dem Woodstock-Festival im August 1969 – noch viele von der »Revo-revolution«. Die Hippies in Woodstock meinten damit vor allem »Love and Peace«. Doch die Morde an der schwangeren Schauspielerin Sharon Tate Polanski und vier weiteren Personen durch eine satanistische Hippie-»Familie« um Charles Manson in Los Angeles nur wenige Tage vor »Woodstock« und die Messerstecherei vor der Bühne beim Rolling-Stones-Konzert im kalifornischen Altamont im Dezember desselben Jahres, bei der Rocker der Hells Angels einen Afroamerikaner töteten, raubte dem ganzen Hippie-Movement den Ruf friedfertiger Unschuld. »Flowerpower« verblasste ebenso wie die revolutionären Hoffnungen der Studentenbewegung. Kühlere Winde zogen auf. Schließlich erreichte das beklemmende Gefühl, seit längerem schon in einer von den Nachrichten und TV-Bildern aus Vietnam verdüsterten Welt zu leben, mit den grauenhaften Fotos vom Massaker in My Lai, die im November 1969 weltweit durch die Medien gingen, einen weiteren Tiefpunkt. Als am 5. Dezember in Großbritannien das neue Album der Rolling Stones erschien, klangen die ersten Worte Mick Jagers, gesungen zu einem dunkel auftrumpfenden Bass, in den Ohren Vieler wie ein Fanal:

*Oh, a storm is threat'ning
My very life today
If I don't get some shelter
Oh yeah, I'm gonna fade away
[...]
The floods is threat'ning
My very life today
Gimme, gimme shelter
Or I'm gonna fade away¹*

Für den Musikkritiker Greil Marcus, der das Album am 27. Dezember 1969 in der amerikanischen Musikzeitschrift *Rolling Stone* tief beeindruckt rezensierte, war dies ein Song, der wie nichts anderes das Ende der Sechzigerjahre auf den Punkt brachte: »Gimme Shelter« ist ein Song über die Angst; er dient wahrscheinlich besser als irgendetwas anderes, was dieses Jahr geschrieben wurde, als direkter Durchgang (*passageway*) in die nächsten paar Jahre.«²

Pop und Apokalypse

Doch nicht nur die *lyrics* von »Gimme Shelter« wiesen ins nächste Jahrzehnt. Auch die Basslinie des Songs war symptomatisch für eine Klangveränderung der Rockmusik, wie sie sich seit dem Ende der Sechzigerjahre mit den dröhnenden Riffs des neuartigen Hardrock unüberhörbar ankündigte. Bands wie Black Sabbath oder Alice Cooper inszenierten zudem ab 1970 auf der Bühne ein für die Hardrock- und Heavy-Metal-Szene der späten Siebziger- und der Achtzigerjahre stilbildendes Spektakel mit pseudo-okkulten Ritualen und fingierten Hinrichtungsszenen. Der Grundton der Rockmusik wurde härter, zuweilen apokalyptisch, während ein sich zur gleichen Zeit entwickelnder Folk- und Softrock für Ausgleich sorgte und Trost spendete. Doch auch die noch ganz der *counter culture* der kalifornischen Sechzigerjahre zugehörige Band The Doors stimmte nun düstere Töne an. Als sie am 17. Januar 1970 im Felt Forum in New York auftrat, begann ihr Doppelkonzert mit dem neuen, ebenso schnoddrigen wie illusionslosen »Road House Blues«:

*Well, I woke up this morning
And I got myself a beer.
The future's uncertain
And the end is always near*³

– und es endete, wie jedes Konzert der Band, mit dem epischen Song »The End« (1967), der sich, ausgehend vom Scheitern einer Liebesgeschichte und wüsten ödipalen Fantasien, zu einer vieldeutigen Endzeitstimmung steigert (und der, kein Zufall, am Ende der Dekade sowohl das Intro als auch das blutige Finale von Francis Ford Coppolas Vietnamkriegsfilm *Apocalypse Now* begleitete): *This is the end, my only friend, the end...*

Man konnte mit dieser Musik und mit diesen Zeilen Jim Morrisons im Ohr Zeitung lesen und glauben, die Zeichen der Zeit zu verstehen. Am 5. Januar 1970 hatte das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* seine Leserinnen und Leser mit der Titelgeschichte »Die Siebziger. Planlos in die Zukunft?« begrüßt, die in zwar nüchternem Ton ebenfalls die Apokalypse beschwor. *Der Spiegel* sah im »vage[n], aber wachsende[n] Gefühl des Unbehagens« das Anzeichen dafür, »daß nun Entwicklungen und Entscheidungen in einem einzigen Jahrzehnt die Geschicke der Menschen stärker wandeln können als früher in Jahrhunderten«. Denn angesichts des sich rasant beschleunigenden und in seinen Auswirkungen nur noch zerstörerischen Fortschritts gewinne »die Zeitspanne eines Jahrzehnts eine neue, bedrohliche Dimension«. Zu viel Schrecken in zu kurzer Zeit erwarde die Menschheit, als dass man die nächsten zehn Jahre guten Mutes auf sich zukommen lassen könne: »gigantische Hungerkatastrophen«, dazu eine »in Kürze unumkehrbar[e] [...] Umweltzerstörung«, »soziale Explosionen und das Ausdörren menschlicher Kommunikation« in den unkontrolliert wachsenden »Metropolen« und schließlich die Weiterentwicklung der atomaren Rüstung. All dies bedrohe nichts weniger als das menschliche Leben auf dem Planeten, und es erschien den vom *Spiegel* zitierten Experten und Futurologen so, als ob die Entscheidungen über die weitere Existenz der Gattung in den Siebzigerjahren fallen würden.⁴

Auch US-Nachrichtenmagazine warfen besorgte Blicke in die Zukunft. »Ecology Becomes Everybody's Issue«, titelte *Life* am 30. Januar 1970 und prognostizierte, dass am Ende des Jahrzehnts Städter Gasmasken tragen müssen, um die Luftverschmutzung zu überleben, oder dass der Anstieg von Kohlendioxid in der Atmosphäre zu einer Veränderung der Temperatur des Globus und infolgedessen zu »massiven Überflutungen oder einer neuen Eiszeit führen« werde; 1975 sah *Newsweek* mit der »cooling world« gar eine Klimakatastrophe auf die Menschheit zukommen.⁵ Die amerikanische Essayistin Susan Sontag, die auf solche Untergangssängste mit dem verächtlichen Neologismus »Ökofaschismus« reagierte (weil das Streben nach der reinen Natur das Streben nach der reinen Rasse ablösen würde), notierte am 23. Mai 1978 in Paris in ihrem Tagebuch: »Enzensberger schreibt ein zweihundertseitiges Gedicht über den Untergang der Titanic – ein episches Thema – wie Menschen dem Tod ins Auge blicken.«⁶ Hans Magnus Enzensbergers Versepos *Der Untergang der Titanic*, 1977 geschrieben und im Januar 1978 erschienen, verknüpft Reflexionen über den Untergang der revolutionären Hoffnungen seiner

Generation mit der Geschichte der mit allen technischen Raffinessen versehenen Titanic, auf der eine ganze Gesellschaft, das nahe Ende leugnend, in den dunklen Fluten des Atlantiks versank. Hinter den Verheißungen der Technik lauert der Tod, unmerklich und ganz nah, der Menschheit auf ihrem Fortschrittsschiff zugefügt durch eine von ihr missachtete Natur.⁷

Neben der schon älteren Angst vor einem Atomkrieg – die Friedrich Dürrenmatt 1977 in die resignierten Worte fasste, »für uns die schlimmste Wendung, aber für das Leben und den Planeten vielleicht die beste«⁸ – waren ökologische Untergangsszenarien die geläufigste Form, sich vor der Zukunft zu fürchten. Im Jahrzehnt der Hochkonjunktur, der Neuen Linken und der *counter culture* war die Umwelt politisch noch kaum ein Thema gewesen. Das änderte sich jedoch vergleichsweise rasch zu Beginn der Siebzigerjahre. Am 22. April 1970 wurde in den USA zum ersten Mal der »Earth Day« ausgerufen, und im deutschen Sprachraum war der Begriff »Umwelt«, der bis dahin ein eher selten gebrauchter biologischer Fachterminus gewesen war, plötzlich in aller Munde. Das für die ökologische Krisenwahrnehmung wohl folgenreichste Ereignis war jedoch die Publikation des Club of Rome mit dem ikonischen Titel *The Limits to Growth* im Mai 1972. Mit eingängigen Grafiken und drastischen Worten zuhanden eines millionenfachen Lesepublikums populärwissenschaftlich aufbereitet, zeigte das Buch von Donnella und Denis Meadows verschiedene Varianten und Entwicklungsmöglichkeiten des »Weltsystems« bis zum Jahr 2100 auf.⁹ Es war zwar nicht das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, dass ihr die Apokalypse vorhergesagt wurde. Aber es war das erste Mal, dass mittels eines computerisierten »Weltmodells« in verschiedenen Szenarien der »Zusammenbruch« des globalen »Systems« spätestens innerhalb der nächsten einhundert Jahre prognostiziert wurde.¹⁰ Die Erde war keine unbegrenzte Ressource mehr. Der Planet wurde endlich.

Diese veränderte Stimmungslage und Weltsicht wurde nicht nur von großen Publikumsmedien, sondern schnell auch von Bürgerinnen und Bürgern aufgegriffen, die sich für den »Schutz der Umwelt« engagierten; die Formel »Grenzen des Wachstums« motivierte stadtflichtige Aussteiger und gehörte zum argumentativen Gerüst der Anti-AKW-Bewegung. Selbst der alles andere als düstere Ironiker David Bowie, der im Juli 1972 als »Ziggy Stardust« wie ein androgyner Alien, stark geschminkt und mit orangeroten Haaren in einem legendären Auftritt auf der Studiobühne der BBC-Musikshow *Top of the Pops* gelandet war, wurde von dieser

Stimmung erfasst. Aufgeschreckt von einem Dokumentarfilm, sah er das Ende, ja das »Sterben« der Erde vor sich; in »Five Years«, dem Eröffnungssong seines neuen Albums,¹¹ verkündete er, begleitet von Geigenklängen und »apocalyptic drums«, dass diese Zukunft nicht fern sei: *We've got five years*, sang Bowie, *my brain hurts a lot / five years, that's all we've got*.¹² In fünf Jahren war 1977.

Furchterregend bis apokalyptisch war schließlich auch der Stoff, aus dem das Kino jener Jahre viele seiner Geschichten spann. Hollywood, aber auch die europäische Filmindustrie produzierten mit Erfolg eine Reihe von neuartigen Weltuntergangsfilmen wie *The Andromeda Strain* (1971), *Earthquake* (1974) oder *Inferno 2000* (1977) sowie unzählige Katastrophenfilme von brennenden Hochhäusern, berstenden Staudämmen, AKW-Störfällen, Flugzeugkatastrophen (*Airport 77*), Mörderspinnen, gefährlichen Ameisen, Killerwalen, Mutanten und tödlichen Viren. Doch es war schließlich ein weißer Hai, der in *Jaws* (1975) den flottierenden Ängsten des Publikums ihren gültigen Ausdruck verlieh. Hollywood spielte geradezu mit dem Gefühl der Verunsicherung und der Angstlust am Weltuntergang. In *Star Wars* (1977) mussten die Kinogänger gar zusehen, wie ein Planet, der auffallend der Erde glich, in einem großen Feuerball explodierte.

Globale Erschütterungen

Es war naheliegend, solche Bilder und Geschichten zeitdiagnostisch zu verstehen, vor allem in den USA. Als westliche Führungsmacht im Kalten Krieg, als selbsterklärtes demokratisches Vorbild wie auch als weltweit dominierende Wirtschaftsmacht erlitten die Vereinigten Staaten in diesen Jahren gleich drei massive Dämpfer, Demütigungen und Niederlagen: Zum Ersten stürzte mit dem Ölembargo der in der OPEC zusammengeschlossenen erdölproduzierenden Länder vom Oktober 1973 ihre (und die gesamte westliche) Volkswirtschaft in eine tiefe Krise, zum Zweiten wurde ihr politisches System durch den Watergate-Skandal und den Rücktritt von Präsident Richard Nixon am 8. August 1974 erschüttert, und zum Dritten mussten sie am 1. Mai 1975 ihren Verbündeten Südvietnam endgültig verloren geben. In einer doch nicht so fernen Galaxie war das Imperium von einer kleinen Rebellenarmee in die Knie gezwungen worden. Der Sieg Nordvietnams und der südvietnamesischen

Guerilla hatte zwar am Kräftegleichgewicht im Kalten Krieg – der sich gerade in einer Phase der politisch-diplomatischen »Entspannung« zwischen den beiden Supermächten befand – nicht viel geändert.¹³ Die Niederlage der stärksten Militärmacht der Erde gegen ein agrarisches Land der »Dritten Welt« war jedoch der spektakuläre Schlusspunkt eines historischen Umbruchs, der tiefgreifender war, als es die Konfliktlinien des Kalten Krieges je sein konnten.¹⁴ Denn klarer als alle anderen Erfolge von Befreiungsbewegungen und alle kolonialen Rückzüge europäischer Mächte in den drei Jahrzehnten zuvor symbolisierte der Fall von Saigon den Abschluss der globalen Dekolonisierungsbewegung. Mit ihm endete bis auf wenige Ausnahmen die territoriale Beherrschung weiter Teile Asiens und Afrikas, des Nahen Ostens und der Karibik durch eine Handvoll westlicher Staaten – und damit die Geschichte des europäischen Kolonialismus überhaupt und wohl für immer.

Auch wenn damit post- und neokoloniale Formen von namentlich wirtschaftlicher Ausbeutung nicht aufhörten oder auch erst neu errichtet wurden und auch wenn militärische Interventionen wie der Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan, Frankreichs unzählige Militäroperationen in Afrika oder später die Kriege der USA und ihrer Verbündeten im Irak und in Afghanistan trotz all ihrer Unterschiede an ein altes Muster erinnerten, war das Ende des territorialen Kolonialismus gleichwohl eine tiefe historische Zäsur. Für den amerikanischen Zukunftsforscher Alvin Toffler und seine als Koautorin nicht genannte Frau Heidi waren die Kämpfe von nationalen Befreiungsbewegungen in der »Dritten Welt« Teil von geradezu seismischen Erschütterungen und epochalen Veränderungen. »Wir erleben«, notierten die Tofflers in ihrem weltweit millionenfach verkauften Sachbuch *Future Shock* (1970), »eine Revolution der Jugend, eine sexuelle Revolution, eine Rassenrevolution, eine Revolution der ehemaligen Kolonialgebiete, eine Wirtschaftsrevolution und die rascheste und tiefgreifendste technologische Revolution der Geschichte.« Das Thema von *Future Shock* waren mithin die technologischen, kulturellen und sozialen Neuerungen, welche »von der Zukunft her« auf die Menschen einstürzen würden – Neuerungen, die die Tofflers gar nicht nur negativ einschätzten, deren Wirkung aber für die Meisten so umstürzend sein würden, dass daraus »eine Massendesorientierung« resultieren müsse. Die Zukunft werde »eine ganze Generation [...] plötzlich in eine neue Welt versetzen«; unter einer »Sturzflut von Veränderungen« drohe daher der »Zukunftsschock« als neue Krankheit.¹⁵